

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Gerhard Weissensteiner  
**BRUNNBACH**  
*Erzählungen eines Holzknechtbuben*

Gerhard Weissensteiner  
**BRUNNBACH**  
*Erzählungen eines Holzknechtbuben*

*herausgegeben von* Richard Pils

ISBN 978-3-99028-047-8

© *Verlag* Bibliothek der Provinz  
A-4040 Linz, Pfeifferstraße 1  
[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Fotos: Privatbesitz

Umschlag: Plaißabach unterhalb des Geburtshauses



## INHALT

### WIDMUNG

Dieses Buch widme ich meinem Vater.

Gedacht als höchste Anerkennung für seine väterliche Fürsorge und Liebe für unsere Mutter und uns Kinder.

Für seinen Fleiß, seinen Verzicht auf eigene Bedürfnisse und seinen unermüdlichen täglichen Kampf, nur damit es uns allen auch in einer eher nicht so begüterten und finanzkräftigen Zeit an nichts fehle.

Während seines kurzen Lebens war es mir leider nicht möglich, ihm für alles, was er für uns getan hat,

Danke zu sagen.

Brunnbach	7
Neuhaus	10
Vater	15
Mutter	21
Muata	24
Kogleralm	29
Meine Onkel	32
Weihnachten	35
Der Wald	41
Schulbuskind	46
Schule	51
Jagd – Jäger – Förster	55
Unser Vieh	61
Sauabstechen	65
Das Heuen	71
Brennholz	77
Greißler & Schlangenbar	82
Der Bach	87
Fischen	90
Meine Skiwiese	95
Schwammerlsuchen	100
Schutzengeltest	103
Indianerspielen	106
Rauchen	109
Goldrausch	113
Vogelfang	117
Firmung & Menau	120
Kellner	126
Meine Lehrzeit	130

*Einverständniserklärung: Die in diesem Buch geschilderten Vorfälle und Verhältnisse sind ausschließlich meinem persönlichen Erleben in meiner Kindheit und meiner Jugend entnommen. Ich war bemüht, mit allen genannten Personen aus Gründen des Personenschutzes vor der Veröffentlichung Kontakt aufzunehmen und deren Einverständnis dazu einzubolen.*

## BRUNNBACH



*Brunnbachkirche*

Brunnbach – meine Heimat und gleichzeitig des Paradies meiner Kindheit.

Brunnbach ist eine kleine Ortschaft. Sie gehört politisch zu Großraming und liegt davon zwölf Kilometer entfernt an den Ausläufern des Hintergebirges unterhalb der Gschwendt- und der Anlaufalm.

Von Großraming gelangt man durch den Lumpplgraben über den Kniebeiß zur Gschwendt-Höhe. Der Kniebeiß ist ein langes ansteigendes Straßenstück, das wahrscheinlich deshalb so heißt, weil früher die Bewohner von Brunnbach, wie damals üblich, zu Fuß nach Großraming gingen, wenn sie dorthin mussten. Und beim Heimgehen wird's wohl dem einen oder anderen beim Kniebeiß schon in den Knien gebissen haben, bzw. sie werden ihm wehgetan haben.

Dort auf der Gschwendt-Höhe stehen sie vor dir – die bewaldeten Berge des Hintergebirges: der Größtenberg und das Sengsengebirge mit seinen bis in den

Sommer hinein schneebedeckten Gipfeln, alle zum Greifen nahe.

Ab dort geht's wieder steil bergab, in den eigentlichen Brunnbach, vorbei beim Almbauern, der Kirche, dem Forsthaus und der ehemaligen Schule. Weiter geradeaus, am legendären Gasthaus „Stonitsch“ mit dem noch legendärerem Wirt vorbei, sind es noch zwei Kilometer bis zu meinem Elternhaus, dem so genannten „Neuhaus“.

Die Straße von Großraming in den Brunnbach war nur eine Schotterstraße. Kurvig und schmal, nur ein bisschen breiter als ein Fahrzeug. Ab und zu eine Ausweiche. Kam ein Holzlastwagen entgegen, meistens einer vom Griasbauern, andere gab's zu dieser Zeit kaum, musste man oft hunderte Meter zurückschieben.

Diese Schotterstraße hatte sogar ihren eigenen Wegmacher. Der Auer Hermann lebt heute noch mit seiner Familie unterhalb der Gschwendt-Höhe. Er war angestellt beim Gemeindeamt Großraming. Das ganze Jahr über war er nur für die Instandsetzung der Straße und die Beseitigung der Frostaufbrüche zuständig.

So hatte diese Schotterstraße auch wieder ein Gutes: die Möglichkeit, einem Vater Arbeit zu geben und eine Familie zu ernähren.

In der Zwischenzeit wurde die Straße nach und nach verbreitert und asphaltiert. Das macht aber nichts, denn der Hermann ist schon lange in Pension. Und nach seiner Pensionierung hat die Wegmacherei wirklich nichts mehr „gleichschaut“, also ist es besser, dass asphaltiert worden ist.

Links und rechts der Straße grüne Wiesen, die an den Wald des Hintergebirges angrenzen. Alle gepflegt. Sowohl von den Bauern, als auch von den „Häuslleuten“ penibel mit der Sense alle Böschungen, Steilhänge und Obstbäume ausgemäht.

Am Anfang der Straße daneben der Lump|graben. Im Vergleich zum Plaißabach („meinem“ Bach) ein kleines

Bächlein. Der Plaißabach spielte in meiner Kindheit eine wichtige Rolle, sowohl im Winter, als auch – noch weitaus mehr – im Sommer.

Zu meiner Kindheit war der Ort Brunnbach Heimat und Aufenthaltsort vieler Holzknechte und ihrer Familien. Arbeitgeber dieser Holzknechte waren die Österreichischen Bundesforste.

Brunnbach hatte nicht nur eine eigene Kirche – die steht heute noch –, sondern auch ein Kaufhaus – das gibt es hingegen nicht mehr – mit angeschlossenem Wirtshaus. Weiters ein Forsthaus für die Familie des Oberförsters, ein eigenes Haus für den Berufsjäger und viele Holzknechtshäuser mit den dazugehörigen Holzhütten, Ställen und Kellergebäuden.

Es gab auch einige Bauern, davon hatten manche sogar einen äußerst großen Besitz, doch trotz ihrer Größe blieben sie gegenüber den Holzknechten immer in der Minderheit.

Früher gab es in Brunnbach sogar eine eigene Schule, das war aber vor meiner Schulzeit. Ich kam Gott sei Dank nicht mehr in den Genuss dieser Einrichtung. Warum ich darüber froh war, erzähle ich in einer eigenen Geschichte.

Brunnbach wurde wieder unterteilt in den Vorder- und in den Hinterbrunnbach.

Ich fühle mich auch heute nicht als Großraminger, obwohl ich dort laut Geburtsurkunde geboren und auch zur Schule gegangen bin.

Ich bin „Brunnbachler“, kein „Vorderbrunnbachler“, sondern aus Überzeugung und mit Stolz und von ganzem Herzen „Hinterbrunnbachler“.

„Wir Hinterbrunnbachler“, sagte mein Vater immer, „sind aus einem eigenen Holz geschnitzt.“

## NEUHAUS



*Das „Neuhaus“*

Das Neuhaus – mein Elternhaus und der Lebensmittelpunkt meiner Familie.

Mein Elternhaus ist von der Straße aus nur über eine Brücke über den Bach zu erreichen. Es ist ein großes Stockhaus mit Mansarden (Kammern) und einem Dachboden.

Das Neuhaus, aber auch alle anderen Häuser der Holzknichte, war Eigentum der Österreichischen Bundesforste. Die Holzknichte mussten für ihre Wohnungen eine jährliche Miete bezahlen.

An der Sonnenseite des Hauses wuchs ein großer „Bidingbam“ (Ringlottenbaum), der war schon so hoch, dass ich über seine Äste in das Schlafzimmer meiner Eltern kraxeln konnte. Auch ein kleiner und ein großer Zwetschkenbaum standen dort. Diese Bäume durften wir unser Eigen nennen.

Der kleine Zwetschkenbaum hatte damals leider keine gute Zeit, denn der alte Herr Klausberger, der im Parterre wohnte, verwechselte den Stamm dieses Baumes mit einem

Pissoir, und das täglich. Der Herr Klausberger war schon sehr gebrechlich, und so ist es ihm zu verzeihen, dass er den weiten Weg zum Plumpsklo nicht mehr auf sich genommen hat. Der Zwetschkenbaum hat sich aber eines Tages auch gerächt. Er ist einfach eingegangen.

Zwischen den Zwetschkenbäumen gab es ein Brett auf vier Pfosten, die Hausbank. Diese wurde auch regelmäßig von den Hausparteien benützt, jedoch nur so lange, bis der Herr Klausberger im Neuhaus einzog. Als er eines Tages wieder auszog, wurde auch die Bank wieder benützt.

Einst bot dieses große Haus sechs Familien Unterkunft. Während meiner Kindheit waren aber nie mehr als vier „Parteien“ dort wohnhaft, die hin und wieder wechselten.

So hatten wir schon mehr Platz. Ein großer Raum war gleichzeitig Küche und Wohnzimmer. Ein Schlafzimmer für die Eltern und ein kleines Zimmer zum Schlafen für die Oma. Wir Kinder schliefen im Sommer immer in der Kammer, also in der Mansarde.

Das Schlafen in der Kammer war wunderbar und unvergesslich. Anstatt Matratzen gab es in den alten Ehebetten Strohsäcke. Später wurde das Stroh durch getrocknete Blätter der Maiskolben ersetzt. So ein Strohsack war etwas Herrliches. Er passte sich sofort der Körperform an. Das heißt, in der Mitte bildete sich eine richtige Grube und links und rechts ein Wulst. Ein Herausfallen aus dem Bett war fast nicht möglich.

Im Winter wäre es dort zum Schlafen aber zu kalt gewesen, deshalb durften bzw. mussten meine kleine Schwester bei den Eltern, die größere Schwester und ich bei der Oma schlafen. Es wurde jeweils einfach ein Diwan als Bett hergerichtet.

Doch auch in diesen Zimmern war es im Winter mitunter so kalt, dass alle mit einem heißen Ziegel (ein Biberschwanzziegel wird im Ofenrohr angewärmt und in ein Tuch gewickelt) und später mit dem Thermofor (Wärmeflasche aus Gummi, in die man heißes Wasser einfüllt) zu

Bett gingen. Noch später hatte jeder seine eigene elektrische Heizdecke. Es war dann so richtig schön warm im Bett, wenn von draußen der strenge Frost durch die dünnen Wände und undichten Fester in das Zimmer kroch. Ich kann mich nicht erinnern, dass es während meiner Kindheit einen Winter gegeben hätte, an dem nicht die schönsten Eisblumen die Fenster unserer Schlafzimmer verziert hätten.

Nach und nach zogen aus dem Neuhaus alle aus, oder sie verstarben. Übrig geblieben ist zum Schluss nur meine Mutter. Sie hätte schließlich das ganze riesengroße Haus für sich alleine gehabt. Bevor die Bundesforste das Haus verkauften, holte ich sie zu mir.

Vor dem Haus steht der Stall. Nein, nicht *ein* Stall, sondern für jede Familie einer, zusammengebaut mit angrenzender Waschküche, einer Selch und zwei Plumpsklos. Es machte aber gar nichts, dass sich das Klo neben der Selch befand, der Speck schmeckte trotzdem nach Speck und nicht nach Klo.

Die Selch befand sich in einem eigenen Raum und war gemauert. Sie hatte zwei große Blechtüren. Sie war so groß, dass eine erwachsene Person gebückt darin stehen konnte. Durch das jahrzehntelange Selchen des Fleisches hatte sich innen schon ein dicker pechiger Belag gebildet. Auch die Holzstangen, auf denen das Fleisch aufgehängt wurde, waren dementsprechend rußig. Die Selch wurde von unten geheizt. Immer nur mit „buchenen Sagscharten“ (Sägespäne). Einen richtig guten Speck zu machen, war vorerst ein Geheimnis meiner Mutter, sie hat es mir aber irgendwann verraten. Da kommt es nicht nur auf die richtige „Sur“ an, sondern auch das Heizen muss genau auf die Fleischmenge und auf die Außentemperatur abgestimmt werden.

Über dem Stall befanden sich auf der ganzen Länge die Heustadeln. Diese waren nur von außen mit einer Holzleiter zu erreichen. Der Stall war also auch ein riesiger

Gebäudekomplex. An seiner Hinterseite gab es bei jedem Misttühl für jede Familie einen eigenen Misthaufen. Der Mist wurde als Dünger verwendet, sowohl die Wiesen als auch der Garten wurden jedes Jahr gedüngt. Für mich als Bub hatte der eigene Misthaufen noch eine zusätzliche Bedeutung – mehr dazu in der Geschichte vom Fischen.

In der Waschküche befand sich ein großer Steingrander (Bottich) zum Wäschewaschen, der für mich auch ideal zum Ausnehmen und Waschen der Fische war. Ein großer Holztisch diente zum Einseifen und Ausreiben der Wäsche sowie zum Zerlegen des Fleisches nach dem Sauabstechen. Der kupferne Kessel war von unten zu beheizen. Er wurde jeden Samstag von der Mama angeheizt, denn da war für die ganze Familie „Badetag“. Ganz am Anfang gab es dafür ein großes rundes Blehschaff, später hat der Vater dann irgendwo eine blecherne Badewanne aufgetrieben.

Daneben die große Holzhütte, wieder mit einem eigenen Verschlag für jede Familie. In der Mitte der langen Holzhütte die Tenne. Ein breiter Durchgang, in dem die Mostpresse und die Obstmühle standen. Dort wurde von meinem Vater jedes Jahr im Herbst Most gemacht.

Hinter dem Wohnhaus der Bahndamm und die Geleise der Waldbahn, und hinter dem Bahndamm noch ein langes, aus Flusststeinen gebautes Kellergebäude. Dort wurde in erster Linie der Most gelagert, aber auch die Äpfel und die Kartoffeln. Über dem Keller, unter dem Dach, hatte mein Großvater seine „Schnegerhütte“. Mein Großvater hatte gleichzeitig mehrere Berufe. Er war Holzknecht, Zimmermann, Tischler, Korbflechter, Besenbinder und Schnitzer. „Schnegern“ kommt von Schnitzen, und da der Großvater sein ganzes Werkzeug dort aufbewahrte und auch dort arbeitete, war das einfach die „Schnegerhütte“.

Vor dem Haus standen der Hausbrunnen, der so genannte Brunnursch, gefertigt aus einem großen ausgehöhlten Baumstamm (im Haus wurde erst viel später Wasser eingeleitet), und eine alte Linde mit einer kleinen Bank

davor. Die Linde gibt es jetzt nicht mehr, in die hat einmal der Blitz eingeschlagen.

Unmittelbar hinter dem Keller eine steile, aber wirklich steile Bergwiese hinauf bis zum Hochwald – der „Hehenberg“.

Hinter dem Stall gab es eine ebene, bis zur Bachböschung reichende Wiese mit einigen Obstbäumen.

Rund um das Haus sorgfältig angelegte Hausgärten. Vorwiegend wurden Kartoffeln und Gemüse angebaut. Den schönsten Garten hatte meine Großmutter, mit vielen Blumen und direkt beim Bach, nächst dem Wasserfall gelegen.

Über den Bach führte auch eine Eisenbahnbrücke, und zwar oberhalb des Wasserfalls. Darunter wurde jedes Jahr immer an der gleichen Stelle von uns Kindern in vielen Tagen und Stunden der Bach über die ganze Breite aufgestaut, wodurch ein riesiger Tümpel zum Baden entstand.

Dabei wurde mit den Flusssteinen eine richtige Stau-mauer errichtet, die mit den so genannten „Bachblot-schen“ (Blätter von der roten Pestwurz) abgedichtet wurde. Lange konnten wir uns aber nie über dieses „Bad“ freuen, denn beim ersten großen Gewitter stieg das Wasser so hoch an, dass es unsere Stau-mauer wieder wegriss. So mussten wir Kinder in einer Badesaison den Badetümpel immer wieder neu errichten.

Als wieder einmal eine Familie aus dem Neuhaus ausgezogen und dadurch eine Wohnung frei geworden war, holten meine Eltern die „Muata“ und den „Vota“ (die Eltern meiner Mutter) zu uns. Ab diesem Zeitpunkt war wieder was los im Neuhaus, besonders in den Ferien.

Alle meine Cousins und Cousinen, und das waren nicht wenige, kamen mit ihren Eltern, also meinen Tanten und Onkeln, regelmäßig auf Besuch in den Brunnbach. Es war eine schöne Zeit.

So weit die Beschreibung meines Elternhauses und der unmittelbaren Umgebung, damit ihr euch bei den folgenden Geschichten ein Bild machen könnt.

## VATER



*Vater, wie er lebte und lebte, mit unserer Familie*

Vater – kräftig, gerader Michl, Handschlagqualität, starkes Rückgrat (sein Spruch dazu: „Da kannst zehn Mal ‚Oberst‘ oder ‚Oberster‘ sein, wenn du unter dem Tisch daheim bist, magst ja ohne Rückgrat nicht mehr heraus. Außerdem, ein richtiger Mann sitzt beim und nicht unter dem Tisch.“), oft lustig, musikalisch, hatte immer einen Fortzhobel (Mundharmonika) eingesteckt, religiös, kurzzeitig politisch interessiert, konnte am besten juchitzen, im Sommer immer in der kurzen Hose, das Hemd aufgekrempelt, im Winter eine Knickerbocker und das Hemd auch aufgekrempelt, mitunter jähzornig, mit den feinsten Schimpfwörtern und Flüchen ausgestattet, Familienmensch, für uns Kinder einfach der beste Vater.

Dass ich auch meinen Vater beschreibe, ist besonders wichtig. Erstens kommt er in meinen Erzählungen oft vor, und zweitens war er in meiner Kindheit und Jugendzeit für mich die Hauptperson und für mein weiteres Leben unverzichtbar prägend.



Mein Vater zog mit seiner Mutter 1948 nach Knecht- und Sennerarbeiten beim Menauer-Bauern in Kleinreifling in den Brunnbach, wo ein Bruder seiner Mutter, also ein Onkel von ihm, schon lebte. Als er bei den Bundesforsten als Holzknecht anheuerte, war er neunzehn Jahre alt.

Vater lernte bald darauf meine Mutter, eine waschechte „Brunnbachlerin“, geboren und zu Hause auf der Kogleralm, kennen und lieben. Er heiratete sie und gründete mit ihr unsere Familie.

Mit meinen beiden Schwestern, eine älter, eine jünger als ich, hatte ich in meiner Jugend nicht viel am Hut. Ich hatte für die beiden einfach keine Zeit.

Meine Oma, also die Mutter von meinem Vater, lebte auch bei uns. Im Gegensatz zur zweiten Großmutter, der Mutter meiner Mutter, die noch immer auf der Kogleralm wohnte und von uns allen „Muata“ genannt wurde, mochte ich die Oma nicht besonders gern. Und das kam nicht von ungefähr.

Diese Oma war sehr oft grantig, herrsch- und streitsüchtig meiner Mutter gegenüber und hatte auch für uns Kinder nicht viel über. Ich hatte eigentlich den Eindruck, dass sie uns gar nicht recht mochte.

Heute glaube ich zu wissen, warum das so war. Sie war schon lange geschieden, hatte keinen Partner, auch keine Beziehungen zu Männern, war also so richtig unzufrieden und musste ihren Ärger an uns auslassen.

Wie grantig sie werden konnte, zeigt die nachfolgende Geschichte:

Irgendwann zu Weihnachten bekam ich wunderschöne farbige Glasmurmeln als Geschenk. Es war eine Lieblingsbeschäftigung von mir, die Glaskugeln über den Küchenboden rollen zu lassen und dem schönen Farbenspiel zuzusehen. Doch das Geräusch der rollenden Kugeln dürfte meine Oma genervt haben, denn eines Tages waren meine so geliebten Murmeln einfach weg. Ich glaubte, sie verloren zu haben.

Jahre später, ich war schon erwachsen und meine Oma schon lange gestorben, durchstöberte ich in meinem Sammler- und Trödlertrieb auch den kargen Nachlass meiner Oma. Dieser war in einer Schachtel in einem Kasten am Dachboden aufbewahrt. Keine großartigen Dinge. Ein paar Totenbildchen, einige Zeugnisse, der Heimatschein, die Scheidungsurkunde und in ihrer Flickschachtel neben Garn und Nähzeug – siehe da, meine Glasmurmeln.

Also ist meine Oma selber schuld, wenn ich jetzt nur noch ganz selten an sie denke.

Aber zurück zu meinem Vater. Sein für mich wichtigster Spruch für uns Kinder lautete: „Grüßen, Bitte und Danke – mit dem kommt ihr gut durchs ganze Leben.“ Mittlerweile weiß ich, wie recht er damit hatte, und ich versuche auch, dies meinen Kindern weiterzugeben.

Mein Vater war nicht nur körperlich stark, sozusagen durch die schwere Arbeit als Holzknecht austrainiert, sondern auch charakterstark mit Handschlagqualität. Wenn er etwas ausmachte oder versprach, dann wurde das tausendprozentig auch eingehalten.

Seine Handschlagqualität bekam ich des Öfteren auch in anderer Weise zu spüren. Es war aber nie grundlos, wenn meinem Vater die Hand ausrutschte. Ich war ihm deshalb auch nie lange böse.

Die heftigste Ohrfeige, an die ich mich erinnern kann, bekam ich, als ich schon in der Lehre war.

Ich hatte in der Woche nur einen Tag frei, das war der so genannte Ruhetag. An einem solchen war ich zu Hause, es war Sommer und das Heu stand an.

Der Vater war seit fünf Uhr früh auf, hatte schon das Gras mit der Sense gemäht und aufgebretet. So gegen zehn Uhr weckte er mich und sagte: „Komm jetzt, das Heu ist zum Umkehren.“

Ich weiß heute noch genau meine Worte, die ich ihm erwiderte: „Nicht ich, sondern du gehst umkehren, ich hab heute Ruhetag.“

So habe ich prompt seine Veranlagung zum Jähzorn geweckt und er gab mir eine Ohrfeige, die sich gewaschen hatte.

Der Vater ging dann wirklich umkehren, und ich zu Fuß die zwölf Kilometer nach Großraming zum Bahnhof. Ganz einfach: Wer nicht umkehren hilft, der fährt nicht Motorrad.

Eine Woche später hat er mich aber wieder vom Bahnhof abgeholt.

Der zwölf Kilometer lange Fußmarsch hat mir sicherlich nicht geschadet, während dieser zwei Stunden hatte ich Zeit, mein Gewissen zu erforschen. Es wird aber nicht viel dabei herausgekommen sein. Um mein Gewissen heute zu beruhigen, schiebe ich mein saublödes Verhalten halt auf die Pubertät.

Mein Vater war oft lustig, er konnte viel lachen. Noch heute, Jahre nach seinem Tod, wird mir von vielen Leuten, die mit ihm zusammen waren, immer wieder versichert: „Mit dem Franz, deinem Vater, war es immer eine Gaudi.“

Er war sehr musikalisch, konnte wunderbar auf der Mundharmonika spielen, aber seine Spezialität war das Juchitzen. So wie er konnte das keiner. Wahrscheinlich hat er sich das in seiner frühen Jugendzeit als Senner auf der Menauer-Alm angeeignet.

Ich saß irgendwann mit meiner Familie und Freunden auf der Anlaufalm. Plötzlich hörten wir von Weitem einen Juchta und ich sagte zu meinen Freunden: „Jetzt kommt mein Vater.“ Sie erklärten mich für ein bisschen blöd, denn das könne ich doch nicht wissen.

Nach einiger Zeit kam tatsächlich mein Vater daher. Er hatte von unserem Aufenthalt auf der Anlaufalm erfahren, und weil er nicht weit davon im Wald gearbeitet hatte, machte er einfach einen Abstecher zu uns.

Seine Religiosität war innig, oder besser gesagt: Der Herrgott bedeutete ihm sehr viel, aber das so genannte Bodenpersonal (seine Worte) eher weniger.

Das brachte er auch unmissverständlich zum Ausdruck. Er ging jeden Sonntag zur Kirche, aber nicht wegen der Messe, sondern wegen der Gesellschaft.

Ich bin sicher, gebetet hat er immer im Wald. Das Beten war ihm alleine lieber. Bei der Messe am Sonntag hat er nie den Segen des Pfarrers abgewartet. Nach der Kommunion, aber auch oft schon vorher, ist er immer „ausgegangen“. Das heißt, er verließ ganz einfach die Kirche, nicht ohne sich vorher am Gang niedergekniet und ein Kreuzzeichen geschlagen zu haben. Ich weiß bis heute nicht, welche Stärke er damit andeuten bzw. beweisen wollte.

Mit dieser Unsitte war er aber nie alleine. Seine Holz-knechtkollegen machten fast alle das Gleiche. Nur war mein Vater immer der Erste, erst dann trauten sich die anderen auch. Und so standen sie schon lange tratschend am Kirchenplatz, wenn die Messe aus war und die Frauen, Kinder und Bauern letztendlich auch die Kirche verließen. Der alte Herr Pfarrer hat niemals versucht, die Holz-knechte zu tadeln. Auch die jungen Kapläne trauten sich nicht, sie auf diese Unart anzusprechen. Vielleicht hatte sich ja die Handschlagqualität der Holz-knechte bis zu ihnen durchgesprochen.

An eine Episode mit meinem Vater in der Kirche kann ich mich noch so gut erinnern, als ob es gestern gewesen wäre: Mitternachtsmette in der Brunnbachkirche, alle verharren andächtig, ich sitze neben meinem Vater in der Kirchenbank. Vom Kirchenchor wird das Lied „Es ist ein Ros' entsprungen“ gesungen. Mein Vater stößt mich mit dem Ellenbogen in die Seite und flüstert mir ins Ohr: „Hätten s' halt besser g'hagert (eingezäunt).“ Wir unterdrücken beide unser Lachen, das gehört sich in der Kirche ja nicht. Aber ein verschmitztes Schmunzeln kann uns niemand verwehren.

In solchen Situationen habe ich meine Zuneigung zu meinem Vater noch stärker gespürt als sonst.

Mein Vater betätigte sich auch eine ganze Weile politisch. Er war als Arbeiter natürlich ein „Erzroter“ und in dieser Fraktion im Großraminger Gemeinderat. Zu Beginn machte ihm das viel Spaß und er nahm seine Verantwortung in dieser Funktion sehr ernst. Als er jedoch merkte, dass die Freunderlwirtschaft und die politische Packelei auch vor dem Gemeinderat nicht Halt machte, zog er sich von diesem Amt zurück. Solche Vorgangsweisen waren mit seinem ausgeprägten Gerechtigkeitsinn und seiner Ehrlichkeit einfach nicht vereinbar.

Mein Vater war ein überzeugter Familienmensch, er stellte seine eigenen Wünsche und Bedürfnisse uns zuliebe immer hintan, sorgte zum Teil mit Entbehrungen und härtester Arbeit für seine Familie. Dies war wahrscheinlich mit ein Grund für seinen frühen Tod. Mein Vater starb mit vierundfünfzig Jahren. Ich vermisse ihn sehr. Seine Weltanschauung und einige seiner Charaktereigenschaften haben sich zum Glück nahezu nahtlos auf mich übertragen und leben so fort. Ich bin ihm für dieses Erbe für immer dankbar.

## MUTTER



*Mutter mit dem „kleinen“ Gerhard*

Meine Mutter – beim Aufstehen immer die Erste, beim Zubettgehen die Letzte und zwischendurch die Fleißigste. Fürsorglich, oft schlichtend, beruhigend und ablenkend, auch gegenüber meinem Vater, was mich sicherlich vor der einen oder anderen Ohrfeige bewahrt hat. Nie laut, eher schon vorausgehend gehorsam, fast ein bisschen unterwürfig. Sehr belesen und gescheit.

Wie schon erwähnt, ist meine Mutter in Brunnbach auf der Kogleralm geboren. Sie hatte fünf Schwestern, alle jünger als sie. Wahrscheinlich wollte der Großvater unbedingt auch einen Buben haben, aber trotz intensiver Bemühungen gelang ihm und Großmutter das nicht und es blieb bei den sechs Mädchen.

Unsere Mutter war für uns tagein tagaus unermüdlich da und nahm ihre häuslichen Pflichten aufopfernd wahr.

Sie sorgte immer dafür, dass für uns alle genug zu essen am Tisch war. Auch wenn der Speiseplan nicht sehr üppig ausfiel (Fleisch gab es nur einmal in der Woche, nämlich sonntags, Fisch gab es öfter), hungern mussten wir nie. Meine Mutter konnte aus fast nichts noch etwas Gutes kochen.

Manchmal war unser Essen sogar durchaus exotisch und so standen einmal Froschschenkel auf dem Speiseplan. Kein Schmach. Das kam so:

Den Vati und den „Turl“ (sein bester Freund) zog es eines Tages, natürlich im Finstern, zum Stadlerteich. Der war voll mit Fröschen. Sie fingen die Viecher dort, töteten sie, schnitten ihnen die Haxen ab (sicherlich mit ihrem „Knicker“, der diente ihnen auch immer als Jausenmesser) und brachten sie anschließend nach Hause. Einen ganzen „Weidling“ voll.

Meine Mutter musste sie dann zubereiten. Als sie die Froschschenkel einsalzte, fingen die Muskeln an zu zucken und die Schenkel bewegten sich richtig. Das war für meine Schwestern so grauslich, dass sie beide aus der Wohnung flüchteten. Ich kann mich allerdings nicht mehr erinnern, wie die Froschschenkel schmeckten.

Notwendig war es sicher nicht gewesen, zur damaligen Zeit Froschschenkel zu essen. Es war eher eine „Bubendummheit“ von den zwei besten Freunden. Einer der beiden kam wahrscheinlich spontan auf die Idee, beim Stadlerteich Froschschenkel zu holen, und sie vergaßen wohl darauf, dass sie eigentlich schon erwachsen waren. Da war es aber für die Frösche schon zu spät und die Mama und wir mussten das Abenteuer der beiden „kindischen Teufel“ ausbaden.

Also die Mutter hat mit dem Vater schon so einiges mitgemacht.

Der Tagesablauf meiner Mutter schaute so aus:

Aufstehen, Frühstück und Jause für uns Kinder und den Vater herrichten, schnell noch dem Vater die Arbeitsschuhe putzen und einfetten.

Wenn alle außer Haus sind, in den Stall gehen, das Schwein, die Geißen und die Kuh füttern, ausmisten, die Hendln freilassen und Eier abtragen, die Gartenarbeit verrichten. Im Sommer heuen, die steilsten Wiesen mit der Sense mähen, und im Winter Schnee schaufeln.

Kochen, Butter rühren, abwaschen – wobei es im Haus noch kein Wasser gab –, mit uns Kindern lernen, dem Vater zuhören, einfach der gute Geist der Familie sein.

Zwischendurch noch mithelfen beim Brennholzschlägern, Scheiteraufrichten, Brennholzschnitten, Sauabstechen, Selchen. Ihr und mittlerweile auch mein Spruch: „Speck kauft man nicht, Speck macht man selber.“

Meine Mutter hat eigentlich das ganze Leben lang einen „full-time job“ gehabt. Für sie war das ganz normal, wie sie noch heute sagt, und sie hat sich auch nie darüber beklagt.

Die harte Arbeit und die jahrelange Schinderei haben aber körperliche Spuren hinterlassen. Meine Mutter ist heute weit über achtzig Jahre alt und kann nur noch wenige Schritte gehen. Gott sei Dank ist sie aber geistig vollkommen gesund und weiß Sachen, die ich schon lange vergessen habe. Sie wohnt schon sechzehn Jahre bei uns und ich bin eigentlich froh, dass ich für sie sorgen kann und ihr so ein bisschen Fürsorge zurückgeben darf. Auch sie hat das für ihre Mutter so gemacht.

**Gerhard Weissensteiner**

1955 in Brunnbach als Sohn des Holzknechtes Franz Weissensteiner, geboren. Er erlebte die Kindheit bis 1970 in Brunnbach wie in einem Paradies.

1970 bis 1973 war er Kellnerlehrling im Taborrestaurant in Steyr. Bis 1978 arbeitete er in verschiedenen Hotels in Österreich und Deutschland als Kellner auf Saison.

Von 1978 bis 2006 war er Polizeibeamter in Steyr. 2006 musste er auf Grund schwerer Erkrankung frühzeitig in die Pension gehen.

Er lebt heute mit seiner Frau, den beiden Kindern und seiner bereits fünfundachtzigjährigen Mutter in Schiedlberg im Bezirk Steyr-Land.

*Verlag* Bibliothek der Provinz

*Literatur, Kunst und Musikalien*